

Paul Parin

Mit Eric Hobsbawm Geschichte lesen

HISTORISCHE REFLEXION GEGEN IDENTITÄTSKULT

Der deutsche Titel des neuesten und von Udo Rennert ausgezeichnet übersetzten Buches des hervorragenden englischen Historikers Eric Hobsbawm «Wie viel Geschichte braucht die Zukunft» ist leicht irreführend. Die Frage nach der Quantität (wie viel?) müsste ersetzt werden durch die Frage nach der Qualität: Was für eine Geschichtsschreibung und -forschung, welche Darstellung ihrer Geschichte brauchen die Menschen, Völker und Nationen? Der Inhalt des Buches ist, könnte man leicht übertreibend sagen, eine in vieler Hinsicht genau abgeleitete und kritische Darstellung der Geschichte als Wissenschaft; dem Autor geht es darum, die jeweils bestmögliche Geschichtswissenschaft darzustellen.

Der Titel der Originalausgabe «On History» ist doppeldeutig, jedoch nicht irreführend. «History» heisst sowohl die reale Geschichte als auch die Fachwissenschaft «Geschichte», wie auch im Deutschen das Wort Geschichte die eine oder die andere Bedeutung haben kann.

Der Autor ist ein «entschiedener Verfechter der Ansicht, dass der Gegenstand der Geschichte real ist». Überflüssig ist diese Feststellung nicht, seitdem im Zug der postmodernen Mode Zweifel an der Realität von Geschichte laut geworden sind und geschrieben wurde, es gebe nur Erinnerung an oder Erzählung von Geschichte, kurz: nur Mythen oder Literatur über Vergangenes.

Um LeserInnen nicht sogleich durch solche scheinbar spitzfindigen theoretischen Überlegungen abzuschrecken, darf ich feststellen, dass Hobsbawm alles, was er sagt, klar ausdrückt, so dass keine Missverständnisse möglich sind. Dafür ein Beispiel: Er ist «überzeugt, dass es ohne eine Unterscheidung zwischen Dingen, die so sind, und solchen, die nicht so sind, keine Geschichte geben kann. Rom hat in den Punischen Kriegen Karthago zerstört und nicht umgekehrt.»

Da es kein geschichtsloses Volk gibt, kann es keine Menschen geben, die keine Geschichte haben oder ohne Schaden auf ihre Geschichte verzichten könnten. Es kommt darauf an, wie weit Daten der realen Geschichte zugänglich sind, und vor allem, ob und wie sie gedeutet werden. Da dies jeder Forscher zu jedem Zeitpunkt, jeder mit seiner Lebensgeschichte in seiner besonderen Kultur leisten und immer neu bedenken und gestalten muss, ist mit Geschichte immer auch die Wissenschaft gemeint, die eben jetzt entsteht. Der Verlag hat dem Gedanken mit der Buchgestaltung vielleicht Rechnung tragen wollen: der Schutzumschlag des Buches zeigt eine Collage von Kurt Schwitters, «Schatten des Nichts»; dies könnte als Symbol gemeint sein, so dass mit der Gestalt in der Mitte des Bildes, «dem Nichts», die Geschichte gemeint ist, die immer erst

entsteht, dass der Schatten, den dieses Nichts wirft, jedoch jener Schatten der Geschichte ist, unter dem wir alle leben. So verstanden ist die Wissenschaft Geschichte immer noch nicht da und weist in die Zukunft, obwohl und gerade weil niemand aus der Geschichte ableiten kann oder gar voraussagen, was die Zukunft bringen wird.

Dies macht den Zukunftsgehalt der 21 Aufsätze und Vorträge aus, die im Lauf von 30 Jahren (1968 bis 1998) entstanden sind. Man könnte meinen, «die ebenso präzise wie kühle wirtschaftshistorische Analyse» (Klappentext) des Autors sei lediglich für seine Fachkollegen interessant. Das ist nicht der Fall. Erstens sind die Aufsätze zum Teil gar nicht für Historiker geschrieben und einige Vorträge auch vor nichtfachlichem Publikum gehalten worden. Zweitens gibt es wohl kein anderes Werk, das uns ähnlich gut instand setzt, unser eigenes Geschichtsbild abzuleiten, zu formen und wenn nötig zu korrigieren. Während wir lesen, wie Historiker denken – oder denken sollten –, wird klar, wie wir selber denken oder gedacht haben.

Wir leben in einer Zeit der Nationen und Nationalismen, in der, wie Hobsbawm es nennt, «Identitätsgeschichte» geschrieben wird. Es mag uns einleuchten, «ob es uns gefällt oder nicht, akademische Historiker produzieren den Rohstoff für den Gebrauch oder Missbrauch von Nichthistorikern».

Er wird genauer: «Das klassische Beispiel für eine Identitätskultur, die sich mit Hilfe von Mythen im Gewand der Geschichte in der Vergangenheit zu verankern sucht, ist der Nationalismus. Hierüber hat Ernest Renan schon vor über hundert Jahren gesagt: Das Vergessen, fast möchte ich sagen: der historische Irrtum, spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle, und daher ist der Fortschritt der historischen Forschung oft eine Gefahr für die Nation.» Denn Nationen sind historisch neuartige Gebilde, die vorgeben, sie existierten schon seit langer Zeit. Die nationalistische Version ihrer Geschichte strotzt demnach zwangsläufig von Anachronismen, Auslassungen, Herauslösung von Ereignissen aus ihrem ursprünglichen Kontext und im Extremfall von Lügen. Das gilt in einem geringeren Umfang für alle Formen der Identitätsgeschichte, alt oder neu.

DER STAAT IST NICHT EWIG

Die Kriege, die der serbische Machthaber Slobodan Milosevic seit 1991 im Namen der «heiligen» serbischen Nation entfesselt, gründen auf solchen Anachronismen und Lügen, die von Historikern aus der Serbischen Akademie für Wissenschaft und Kunst (SANU) als Identitätsgeschichte dargestellt und verbreitet worden sind. Andererseits konnte Ruth Dreifuss, die erste Frau, die Präsidentin der Schweiz geworden ist, eine Bemerkung der Redaktion des «Spiegels» zurückweisen, dass sie keine Patriotin sei, weil sie gesagt habe, es sei ihr egal, «ob es die Schweiz

im nächsten Jahrhundert noch gäbe». Sie fügte hinzu: «Nach unserem Verständnis ist der Staat keine heilige Sache, sondern eine menschliche Schöpfung, die sich dank Demokratie und Föderalismus wechselnden Bedürfnissen anpasst » («Der Spiegel», Nr. 5, 1. 2.1999). Frau Dreifuss ist offenbar mit der Kritik des Historikers an der nationalistischen Version von Geschichte einverstanden.

Im Vortrag «Was kann uns die Geschichte über die gegenwärtige Gesellschaft sagen?» spricht der Autor die Warnung aus: «Nichts ist gefährlicher als solche Scheuklappen, wie die Geschichte moderner Nationen und Nationalismen beweist.» Welcher Art die Gefahren sind, vor denen Hobsbawm warnt, ist etwa an der Unterschriftensammlung gegen ein neues Staatsbürgerschaftsgesetz in Deutschland abzulesen, die von der CDU und der CSU nach der Wahlniederlage im September 1998 in Gang gesetzt worden ist. Das Gesetz lässt die doppelte Staatsbürgerschaft von EinwandererInnen zu. Die beiden christlichen Parteien wollen an dem alten Gesetz festhalten, das auf Apartheid zielt und sich auf eine nur scheinbar obsolet gewordene Identitäts- Geschichtsschreibung beruft. Hoffentlich werden die beiden grossen Parteien ihre «Scheuklappen» bald einmal ablegen und sehen, dass sie rassistische Prinzipien propagieren.

NATIONALÖKONOMIE ALS THEOLOGIE

Eine wichtige, wohl die aktuellste Aussage des Autors ist, dass Wirtschaftsgeschichte, die sich, von der sozialen und politischen Geschichte getrennt, als eigene Nationalökonomie etabliert hat und viele Wissenschaftler beschäftigt, sich auf dem Holzweg befindet: «Ökonomen, die nicht primär direkt oder indirekt mit den Wirtschaftsweisen realer Wirtschaften befasst sind (...), sollten eher als eine Unterart von Philosophen oder Mathematikern eingestuft werden, wenn sie es nicht sogar vorziehen, den Platz auszufüllen, der (...) durch den Niedergang der Theologie frei wird.» Es gibt zu denken, dass die «neoliberal » genannten Maximen, nach denen die Wirtschaft der ärmsten Staaten und einiger Schwellenländer saniert werden soll, sich auf Theorien berufen, die von einer vom Autor ironisch als Theologie bezeichneten Nationalökonomie abgeleitet sind. «Was haben Historiker Karl Marx zu verdanken? », fragt der Autor im ältesten, 1968 verfassten Aufsatz des Buches und kommt fünfzehn Jahre später (1983), in einer Ansprache zum 100. Todesjahr von Karl Marx, auf das Thema «Marx und Geschichte» zurück. Hobsbawm ist längst als «marxistischer » Historiker bekannt. Ich greife jene Aussage heraus, in der zusammengefasst ist, welche Ideen und Ansichten den Autor leiten: «Marx ist und bleibt die Grundlage für jede angemessene Erforschung der Geschichte, weil er bislang als Einziger versucht hat, einen methodischen Zugang zur Geschichte als Ganzes zu formulieren und die gesamte gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit in den Blick zu bekommen und zu erklären.»

Die Auseinandersetzung mit Marx ist für jeden/jede LeserIn, der oder die sich als kritischer Marxist/kritische Marxistin bezeichnen kann – gibt es überhaupt so etwas wie nichtkritische Marxisten? –, spannend. Der Rezensent hat einen besonderen Grund, diese Aufsätze aufmerksam zu lesen. In den siebziger Jahren habe ich unsere ethnopsychanalytischen Forschungen in einem Workshop vorgestellt, den die International Psychoanalytic Association alljährlich in New York veranstaltete. Wiederholt hat man mir die Frage gestellt, wieso wir die marxsche Geschichts- und Gesellschaftstheorie «noch immer» anwenden. Meine erste Antwort war, weil es keine andere gibt, die die Geschichte der Kolonialherrschaft zusammen mit den wirtschaftlichen Einflüssen des Kapitalismus auf die Kolonisierten berücksichtigt. Das war damals, als sich die Kolonialmächte gerade aus Afrika zurückgezogen hatten, unumgänglich. In einem Vortrag «Is Psychoanalysis a Social Science» (Annual of Psychoanalysis, III, p. 376–396; New York 1975) habe ich versucht abzuleiten, warum und wie weit wir dem dialektischen Materialismus gefolgt sind. Ich wäre glücklich gewesen, wenn mir die profunden Kenntnisse und luziden Argumente von Hobsbawm bekannt gewesen wären.

FALLE GETEILTER VORURTEILE

Ein Historiker kann nur als Kind seiner Zeit schreiben. «Alle Geschichte sei historisch kostümierte Zeitgeschichte», wurde gesagt, und der Autor fügt hinzu: «Der grosse Theodor Mommsen schrieb über das Römische Reich als deutscher Liberaler von 1848», und «hinter Julius Cäsar erkennen wir den Schatten Bismarcks».

Hobsbawm hat mehrere Epochen erlebt und versucht, die Geschichte, die sich während seiner Lebenszeit abgespielt hat, zu schildern. Der grosse und nicht nur im Urteil des Rezensenten grossartig gelungene Versuch ist sein Opus magnum: «The Age of Extremes» von 1993 (deutsch «Das Zeitalter der Extreme», 1995). Im Vortrag «Die Gegenwart der Geschichte» geht er auf jene Probleme ein, die sich ihm während seiner Arbeit gestellt haben, Geschichte immer wieder neu reflektiert zu verfassen. Diese drei Problemkreise sollten alle beachten, die über Geschichte schreiben oder lesen, auch wenn sie nicht unmittelbar damit konfrontiert worden sind. Der Autor wurde 1917 geboren und schreibt über das «kurze zwanzigste Jahrhundert» vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 bis zum Zusammenbruch der UdSSR 1989/90. Die drei Probleme sind: das Geburtsdatum des Historikers oder das der Generation, das Problem, wie sich der Blick auf die Vergangenheit mit dem Fortschreiten der Geschichte ändern kann, und wie man den Ansichten und Vorurteilen der Zeit entrinnen kann, die von den meisten geteilt werden. Es leuchtet ein, dass «die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die in den neunziger Jahren geschrieben wurde, qualitativ anders ausfallen (musste) als jede andere davor geschriebene

Geschichte ». Zu Ende des Vortrags lesen wir, dass Historiker aufseiten der Sieger dazu neigen, kurzfristig erzielte Erfolge durch eine «langfristige Ex-Post-Teleologie» auf Dauer anzulegen, während die Besiegten erklären müssen, warum etwas anders gekommen ist, als sie gedacht haben. Geschichtsschreibung der Besiegten hat bessere Chancen, Einsichten von grösserer Erklärungskraft zu gewinnen.

GESCHICHTSSCHREIBUNG NICHT FOLGENLOS

Es ist mir nicht möglich, alle vielfältigen und überzeugenden Fragen und Antworten darzustellen, die Inhalt der disparaten Aufsätze sind, die sich zu einem Ganzen, der «richtigen» Auffassung von Geschichte zusammenschliessen. Es könnte geschehen, dass sich LeserInnen hinreissen lassen, das Buch anzuschaffen, und ob der vorerst nicht leicht überblickbaren Fülle schon vor der Lektüre den Mut verlieren und sich nicht an das Lesen heranwagen.

Ihnen empfehle ich, das erste Kapitel, «Ausserhalb und innerhalb der Geschichte», zu lesen. Der Autor hat sich 1993 an der Mitteleuropäischen Universität in Budapest an Studenten gewandt, die in der Hauptsache aus den ehemaligen kommunistischen Ländern Osteuropas und der früheren UdSSR kamen. Geschichtsschreibung kann nicht harmlos sein. Sie geht alle an und muss alle angehen. Zur Ergänzung empfehle ich das zwölfte Kapitel. In der Besprechung eines Buches von Eric Wolf heisst es:

«Es gibt keine Völker, die keine Geschichte hätten oder sich ohne diese verstehen liessen. » Nicht nur den Ethnologen wird gesagt, dass es keinen Sinn hat, Völker wie eine «Ansammlung menschlicher Quastenflosser» zu beschreiben.

Wir alle gehören dazu. Jeder schreibt seine eigene Geschichte. Jeder/jede hat Teil am anerkannten, offiziell gültigen Geschichtsbild. Dieses umfasst reale Verhältnisse der Vergangenheit, und Urteile und Vorurteile – also auch «commonly shared fantasies» –, die sich über das Vergangene gebildet haben. Oppositionelle bringen Einwände und Korrekturen an. Sie deuten anders. Oft stammt diese Kritik aus einer Lebenserfahrung, die sie selbst oder ihre Gesinnungsgenossen gemacht, anders und kritisch gedeutet haben. Ist diese Deutung der Geschichte richtiger als das offizielle Geschichtsbild? Wer das Buch von Eric Hobsbawm gelesen hat, wird richtiger deuten.

Eric Hobsbawm: «Wie viel Geschichte braucht die Zukunft? ».

Hanser, München/Wien 1998. 365 Seiten. Fr. 46.80. Orig.: «On History». Weidenfeld & Nicolson, London 1997.